

Über die älter werdende Psychoanalyse und die geheimen Verführungen der Moderne

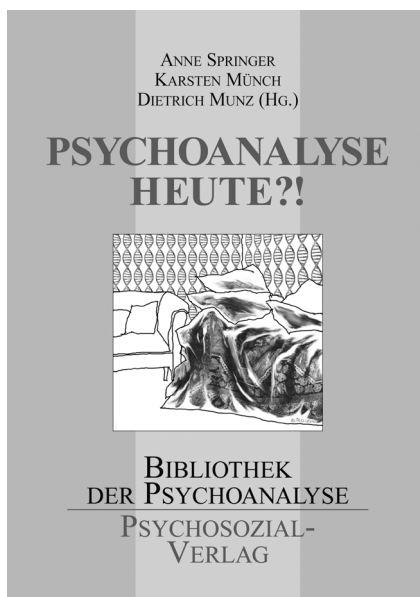
Wilhelm Brüggen

Sonderdruck aus:

Anne Springer, Karsten Münch, Dietrich Munz (Hg.)

Psychoanalyse heute?!

Tagungsband der 57. Jahrestagung
der Deutschen Gesellschaft für Psychoanalyse,
Psychotherapie, Psychosomatik und Tiefenpsychologie 2006



Über die älter werdende Psychoanalyse und die geheimen Verführungen der Moderne

Wilhelm Brüggem

Vergleichen wir die Anfänge der Psychoanalyse mit ihrer heutigen Position, so fällt auf, dass sich ihr Verhältnis zu den großen Modernisierungsbewegungen geradezu ins Gegenteil verkehrt hat. Während sie zu Beginn des 20. Jahrhunderts als Motor gesellschaftlicher Enttraditionalisierungsprozesse auftrat, ist die Psychoanalyse heute vor allem bemüht, im Verschwinden begriffene, traditionell bürgerliche Wertorientierungen zu bewahren.

Über die Hintergründe und Ursachen dieses Rollenwechsels ist schon so viel nachgedacht und publiziert worden, dass es den Rahmen dieses Beitrags sprengen würde, all den dabei aufgeworfenen Fragen und Hypothesen gerecht werden zu wollen.

Stattdessen möchte ich eine Konkretisierung des Themas vorschlagen. Vieles spricht dafür, dass sich der Erfolg der Psychoanalyse einer besonderen Problemstellung verdankt, mit der sich viele Menschen am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts konfrontiert sahen. Während es bis weit ins 19. Jahrhundert für die meisten Jugendlichen vollkommen selbstverständlich war, sich bei der Berufs- und Partnerwahl an den traditionellen Vorgaben des eigenen Milieus und an den Ratschlüssen der Eltern zu orientieren, wurden diese Fragen am Ende des Jahrhunderts für die meisten Bürgerkinder zum Gegenstand individueller Wahlentscheidungen – ein Enttraditionalisierungsschub, der mit tiefgreifenden Säkularisierungsprozessen einherging und die großstädtisch-jüdischen Milieus in ganz besonderem Maße betraf. Fast alle von Freud publizierten Fallgeschichten handeln von Personen, die an dieser neuen Aufgabe scheiterten.

Interessanterweise sehen wir uns heute mit einer ganz ähnlichen Situation konfrontiert. Während es am Ende des 19. Jahrhunderts um eine einmalige, für das weitere Leben verbindliche Wahlentscheidung ging, scheint diese Wahlsituation inzwischen zu einem lebenslang anhaltenden Zustand geworden zu sein. Offenbar fällt es der Analyse schwer, hier ebenso kompromiss-

los für die Enttraditionalisierung Partei zu ergreifen, wie sie es damals tat (Brüggen 2003).

Angesichts dieser Hypothese möchte ich im Folgenden der Frage nachgehen, was an derartigen Wahlentscheidungen eigentlich so schwierig ist und wie die Psychoanalyse helfen kann, mit ihnen besser zurechtzukommen. Dazu sollten wir uns zunächst vergegenwärtigen, wie sich traditionale Normen innerpsychisch niederschlagen. Da es hier um Regeln oder Verbote geht, die unabhängig von unserem bewussten Ratschluss gelten und auch dann von ihrer Gültigkeit nur wenig einbüßen, wenn uns ihre rationale Begründung zweifelhaft erscheint, müssen wir sie psychoanalytisch dem Über-Ich zuordnen (Freud 1930, S. 502 ff.; 1933, S. 73, 194). Freud war überzeugt, dass es das Über-Ich ist, welches dem Traditionalen seine vom bewussten Ratschluss ganz unabhängige Gültigkeit verleiht, und nahm an, dass es die Verdrängung unserer ödipalen Wünsche ist, von der die traditionale Normierung unseres Lebens ihren Ausgang nimmt. Enttraditionalisierung würde dann umgekehrt bedeuten, dass die infantilen ödipalen Verdrängungen im späteren Leben zu immer größeren Teilen wieder aufgehoben werden müssen – was in der Regel während der Pubertät und Adoleszenz geschieht.¹

Die für das 19. Jahrhundert charakteristische schrittweise Verallgemeinerung der freien Partner- und Berufswahl war deshalb mit ganz neuen Anforderungen an die Pubertät und Adoleszenz verbunden. Um eine selbst gewählte Profession erwerben zu können, musste die infantile Verdrängung der ödipalen Größen- und Bemächtigungsimpulse zu einem viel größeren Teil wieder aufgehoben werden als in Milieus, in denen die Herkunft die Berufswahl vorgab. Ähnliches galt natürlich auch für die persönlichen libidinösen Präferenzen angesichts der neuen Möglichkeiten, den Lebenspartner frei wählen zu dürfen.

Offenbar löste es schwer erträgliche innere Spannungen und tiefe Depressionen aus, in einem bisher nie da gewesenen libidinösen Schlaraffenland zu leben, ohne von all den immer penetranter dargebotenen Früchten auch kosten zu können. So konnte es geschehen, dass jener dem eigenen Begehren so sehr fremd und ratlos gegenüber tretende *Mann ohne Eigenschaften* zur lite-

1 Deshalb neigen all die Kulturen, in denen es keine größeren Enttraditionalisierungsprozesse gibt, dazu, die Adoleszenz durch umfassende Initiationsrituale »einzufrieren«, während es in sog. »heißen Kulturen« (Lévi-Strauss 1962), in denen es zu relativ raschen Veränderungsprozessen kommt, die Tendenz gibt, Initiationsriten wieder abzubauen (Erdheim 1984, S. 284–325).

rarischen Ikone dieses Lebensgefühls wird. Weil er seine entsprechenden eigenen Begierden verdrängt hatte, beobachtet der Musil'sche Held all die gebratenen Tauben, die ihm da in den Mund fliegen, mit zunächst befremdlich-ironischer und dann immer schwermütigerer, immer verzweifelterer Unberührtheit – eine Haltung, die er mit den ratlos-traurigen Helden der zeitgenössischen Popliteratur zu teilen scheint.²

Das Freud'sche Konzept der Nachträglichkeit bringt diese Konstellation psychologisch auf den Begriff. An seinen hysterischen Patienten hatte er beobachtet, dass sie nicht deshalb erkrankten, weil sie als Kind besonders viel verdrängt hatten, sondern weil ihre Abwehr durch spätere Verführungen, d. h. durch die Auflockerung der gesellschaftlichen Normen, ins Wanken geriet.

Sicher ist das auch der Grund, warum es im Verlauf des 19. Jahrhunderts zu einem grundlegenden Wandel der gesellschaftlichen Bewertung des Gewissens kam. Nachdem das Gewissen bei den Protagonisten der Aufklärung noch hoch im Kurs stand, wurde es am Ende des 19. Jahrhunderts überwiegend kritisch gesehen und als lästiges Relikt unserer vorrationalen Erbschaft erlebt (Kittsteiner 1991, S. 388). Während Kant und Rousseau im Gewissen »die sanfte Stimme der Natur« und den Unterpfeiler der menschlichen Erhabenheit und Würde zu erkennen glaubten, war es im Wien des ausgehenden 19. Jahrhunderts zum Ausgangspunkt eines großen »Unbehagens« geworden, das das ganze Feld der menschlichen Kulturleistungen zu betreffen schien (Freud 1930).

Inzwischen sind all diese Kämpfe längst Geschichte. Heute geht es um das Versprechen, den Zustand der emphatischen Verliebtheit Tag für Tag immer neu zu erleben und das berauschende Selbstgefühl persönlicher Kreativität,

2 Wohl noch eindringlicher schildert Rilke (1910) in seinen *Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge*, wie lähmend und quälend die neuen Verführungen moderner Großstadtwelten damals erlebt wurden. Ein vergleichbares, auf die »geheimen Verführungen« unserer Zeit bezogenes Lebensgefühl schildert Joachim Lottmann (2004) in seinem Roman *Die Jugend von heute*.

In einem Text über »Freuds Konzept des Unbewussten und die Wiener Decadence« beschreibt Erdheim (1984, S. 63 ff.), wie die Menschen damals, im Wien des ausgehenden 19. Jahrhunderts unter den Druck ihrer eigenen, aus dem Unbewussten andrängenden ödipalen Größen- und Omnipotenzimpulse gerieten und sich gezwungen sahen, das von überall her andrängende Sexuelle zu dämonisieren. Gleichzeitig hebt er hervor, dass Freud – anders als Nietzsche, Mach, Schnitzler, Hofmannsthal und all die anderen – dem Bann dieser unbewusst andrängenden Impulse nicht erlegen sei. Seine Selbstanalyse habe ihn in die Lage versetzt, eigene Verdrängungen durch bewusste Verneinungen zu ersetzen, sodass er jene inneren Konflikte zum Gegenstand wissenschaftlicher Forschungsarbeit habe machen können.

Anerkennung und Macht dauerhaft festhalten zu können. Weil ihnen die dadurch angesprochenen Triebimpulse noch unbewusst sind, erlebten viele Zeitgenossen diese Versprechungen wie »geheime Verführer«, die über ihren Kopf hinweg die längst verdrängten, tief im Inneren schlummernden eigenen Begierden gegen sie selbst in Stellung bringen. Sie werden süchtig nach Arbeit, nach Liebe, nach Anerkennung, nach Fitness und Schönheit oder nach Macht und Schmerz und sie werden depressiv, weil jener mit der Sucht versuchte Kompromiss zwischen unbewusstem Wunsch und Abwehr regelmäßig misslingt.³

Da ist es besonders fatal, wenn sich die Psychoanalyse der notwendigen Modernisierung des psychischen Apparates verweigert. Und doch scheint genau das der Fall zu sein – was wir schon daran sehen, dass die von den ersten Freud-Schülern noch so sehr wichtig genommene Kritik am Über-Ich inzwischen weitgehend aufgegeben wurde und sich stattdessen ein Menschenbild durchgesetzt hat, in dem die Willensfreiheit nur noch eine Nebenrolle spielt.⁴

Im Grunde war es die objektbeziehungstheoretische Neuausrichtung der Psychoanalyse, mit der sich diese Umorientierung verbindet. Überhaupt geht die Hypothese, dass sich unsere psychischen Strukturen aus verinnerlichten Objektbeziehungen bilden, notwendigerweise davon aus, dass die individuelle Entscheidungsfreiheit sowohl für das Verhalten des anderen wie für die eigene Selbststeuerung eine zu vernachlässigende Größe bilde. Der andere kommt nur insofern in den Blick, als sich an ihm bestimmte, relativ invariante Muster erkennen lassen.⁵ Die Seite seiner Freiheit, d.h. die Tatsache,

3 Alain Ehrenberg (2004 u. a., S. 276 ff.) entwickelt in seinem Buch über das »erschöpfte Selbst« ein material- und bilderreiches Panorama jener an den neuen Freiheiten scheiternden, in Sucht und Depression versinkenden enttraditionalisierten Milieus.

4 Auf dem kurz nach der Veröffentlichung von *Das Ich und das Es* abgehaltenen VIII. Internationalen Psychoanalytischen Kongress in Salzburg (1924) forderten einige prominente Freud-Schüler, dass das Ziel der Kur in der vollständigen »Ausschaltung« des Über-Ichs liegen müsse und begründeten das u. a. damit, dass die Menschen den immer rascher fortschreitenden gesellschaftlichen Veränderungsprozessen nicht mehr gewachsen seien – so z.B. Franz Alexander (1925, S. 169 f.). Anschließend trat die kritische Auseinandersetzung mit dem Über-Ich trotz einiger entgegengesetzter Interventionen (A. Freud 1936, S. 62) relativ rasch in den Hintergrund (Cremerius 1990b, S. 135 f.)

5 Um diesen Aspekt der inneren Objektbeziehungen zu betonen, greifen Sandler und Sandler (1999, S. 62 ff., 90 ff.) auf den Freud'schen Begriff der Wahrnehmungsidentität zurück. Innere Objektbeziehungen verkörpern ihrer Auffassung nach die Tendenz, ehemals reale Objektwahrnehmungen in identischer Form immer neu zu evozieren.

sich jederzeit auch ganz anders verhalten zu können, bleibt ausgeklammert – was für die Mutter-Kind-Interaktion des ersten Lebensjahres sicher angemessen ist, die späteren Entwicklungsschritte aber in ein allzu einseitiges Licht rückt. So ist es denn auch nur logisch, dass sich mit der objektbeziehungstheoretischen Neuausrichtung der Fokus unserer entwicklungspsychologischen und psychodynamischen Betrachtungen auf die ersten beiden Lebensjahre verlagerte.

Diese Entwicklung ist umso problematischer, als sich in anderen, eher psychoanalysefernen Forschungsbereichen entgegengesetzte Trends abzeichnen. So gibt es inzwischen eine ganze Reihe entwicklungspsychologischer Befunde, die die Freud'sche Ödipusfabel auf ein neues, empirisch gut abgesichertes Fundament stellen. Vieles spricht dafür, dass die von Freud beschriebene ödipale Konfliktdynamik weniger von der plötzlich allzu mächtig werdenden genital-sexuellen Triebspannung, als vielmehr vom traumatischen Erlebnis der Freiheit des anderen ihren Ausgang nimmt (Brüggen 2005).⁶

Bekanntlich bestehen die präödipalen Lebenswelten der Kleinkinder aus einer Summe immer komplexer werdender Kontingenzen, die der Eigenständigkeit und Unabhängigkeit des Objektes immer mehr Raum geben und als affektgetragene Handlungs- und Bewertungsmuster verinnerlicht werden. In unseren psychoanalytischen Diskussionen bezeichnen wir diese Muster als innere Objektbeziehungen.

Aus der Theorie-of-Mind-Forschung wissen wir, dass jenes – auf den Fundamenten jener verinnerlichten Objektbeziehungen errichtete – Weltbild mit dem Beginn der ödipalen Phase in eine schwere Krise gerät. Am Ende des vierten und zu Beginn des fünften Lebensjahres gewinnen Kinder die Fähigkeit, Verdrängung durch Verneinung zu ersetzen. Fortan sind sie in der Lage, gefühlsbesetzte Vorstellungen, die sie verwerfen mussten, als solche, d. h. als negierte Vorstellungen, zu denken und zu erinnern. Das bedeutet: Sie werden sich der Freiheit bewusst, die eigenen verinnerlichten Objektbeziehungen durch ihr eigenes Urteil zu bejahen oder zu verneinen. Dadurch kommt natürlich auch der andere als ein prinzipiell freies Wesen in

6 Die Freud'sche These, dass es im vierten und fünften Lebensjahr zu einer entwicklungsphysiologisch, d. h. körperlich begründeten Frühblüte der kindlichen Sexualität komme, ist angesichts des gegenwärtigen Wissensstandes nicht mehr zu halten (Laplanche 2003; Dornes 2000, S. 96 ff.). Stattdessen müssen wir wohl davon ausgehen, dass die Vier- bis Fünfjährigen vor allem aus beziehungsdynamischen Gründen so sehr mit dem ödipalen Thema beschäftigt sind.

den Blick, das sich jederzeit auch ganz anders verhalten kann als nach den inneren Objektbeziehungen zu erwarten wäre – ein Schrecken, von dem fast alle bekannten Märchen oder Mythen ihren Ausgang nehmen – denken wir nur an Hänsel und Gretel, an Abraham und Isaak, an die Moses- oder an die Ödipusgeschichte.⁷

Die Vier- bis Sechsjährigen reagieren auf diese Gefahr mit forcierten Anstrengungen, den anderen durch sexuelle und narzisstische Verführungen dazu zu verleiten, auf seine Wahlfreiheit zu verzichten, indem er sich seinem unwillkürlichen Begehren hingibt.⁸ Das Begehren nach dem Objekt nimmt dadurch – angesichts des Schreckens, der von der neu entdeckten Freiheit des anderen ausgeht – die Form eines Begehrens nach dem Begehren des anderen an.

Der Ausgang dieser ödipalen Bemühungen ist bekannt: Irgendwann wird den Vier- bis Sechsjährigen deutlich, dass es ein glückliches Ende nicht geben kann – egal ob sie gewinnen oder verlieren. Sie müssen ihre Verführungsversuche aufgeben, weil sie Gefahr laufen, entweder verstoßen oder überwältigt zu werden⁹ – eine großteils unbewusste Verzichtsleistung, von der die Über-Ich-Bildung ihren Ausgang nimmt – zumindest in der Freud'schen Sichtweise.

7 Für Otto Rank bildet die anfängliche Aussetzungsszene ein Grundmuster fast aller Helden-sagen (Rank 1922, S. 77). Dass es sich dabei um eine mythologische Erinnerung an den Schrecken handeln könnte, der sich mit der plötzlich auftauchenden Einsicht verbindet, dass es sich beim anderen um ein freies Individuum handelt, das jederzeit in der Lage ist, die so sicher geglaubten mütterlichen Handlungsmuster einfach zu verlassen, scheint ihm aber nicht aufgefallen zu sein. Vielmehr interpretiert er dieses Muster im Sinne der Freud'schen Theorie des »Familienromans« (ebd., S. 84).

8 Folgen wir den Grundannahmen der Laplanche'n Verführungstheorie, so sehen sich die Kinder eigentlich schon von Anfang an gezwungen, auf die zum großen Teil unbewussten sexuellen Wünsche ihrer Eltern einzugehen (Laplanche 1988). Angesichts der ödipalen Krise geraten sie nun unter Druck, all jene, häufig noch unverstandenen und in bizarre Sexualtheorien eingekleideten, offenbar so sehr verführerisch wirkenden Mittel in die Waagschale zu werfen, um dem Schrecken zu entgehen, der von der plötzlich bewusst werdenden Freiheit des anderen ausgeht.

9 Die Seite des Verstoßenwerdens, die Angst, den Schutz des so sehr geliebten und benötigten Objektes zu verlieren, hat Freud bekanntlich als Kastrationsangst beschrieben. Freud sah in der Kastrationsangst eine zusammenfassende Darstellung aller vorausgehenden infantilen Objektverluste – der Trennung vom umgebenden Mutterleib, von der Brust und vom Darminhalt –, weil auch diese »Objekte« vom Kleinkind zunächst als Teile des eigenen Körpers erlebt würden und ihm diese Trennungen deshalb ebenfalls als Abtrennungen erschienen (Freud 1926, S. 160f.). Was die geburtliche Trennung vom Mutterleib angeht, findet sich bei Sloterdijk der interessante, mit verschiedenen Geburtsriten untermauerte Hinweis, dass man hier präziser von der Trennung von der Plazenta sprechen sollte (vgl. Sloterdijk 1999, S. 347–401). Außerdem verweist Freud auf die Tatsache, dass der Penis für die Vereinigung mit der Mutter stehe, sodass dessen Verlust mit Trennung gleichgesetzt werde (Freud 1926, S. 169).

Bekanntlich zeigte sich Freud am Ende seines Lebens zusehends skeptischer, was die therapeutische Beeinflussbarkeit des Über-Ichs angeht (Freud 1940, S. 106 f.) und begründete dies u. a. mit der engen Verbindung, die das Über-Ich zum Es und seinen Triebpotenzialen pflege – eine Vorstellung, die sich zwar auf einige klinische Evidenz berufen kann, theoretisch aber nicht ganz einfach nachzuvollziehen ist. Warum soll gerade diejenige Kraft, die innerpsychisch den eigentlichen Ausgangspunkt der Triebversagungen bildet, mit eben diesem Triebpotenzial in einem derart unzertrennlichen Bündnis stehen?

Hier kommt eine weitere Grundannahme der Freud'schen Metapsychologie ins Spiel: Freud war überzeugt, dass die bloße Verdrängung – im Gegensatz zur bewussten Verneinung – noch keine wirkliche Ablösung der libidinösen Objektbesetzung einschließt. Deshalb spricht er davon, dass die Verdrängung regelmäßig zu unbewussten Fixierungen führe und ebenso dauerhafte Gegenbesetzungen nach sich ziehe, sodass es keineswegs zu einer wirklichen Aufgabe des ursprünglichen Objektes, sondern nur zu einer Blockade und Umlenkung des Begehrens komme.

Andererseits wird die Einhaltung der elterlichen Gebote ebenfalls zu einer Sache des Es, der Liebe selbst, weil es sich bei den ödipal verbietenden Bezugspersonen in der Regel um Objekte handelt, denen zugleich auch die ganze kindliche Liebe gilt. Ihre Liebe zu verlieren, wird als tiefer seelischer Schmerz, als eine Art Kastration erlebt. So, durch ihre unmittelbare Assoziation mit der Gefahr des Liebesverlustes, bewahren diese Gebote auch unabhängig von der äußeren Strafandrohung ihre Gültigkeit. Die Moral wendet sich von einem heteronomen, nur unter dem Eindruck der äußeren Strafandrohung geltenden Regelwerk zu einer unwillkürlich wirkenden inneren Einstellung, zu dem also, was Freud als Über-Ich bezeichnet.

Freud stieß auf diesen so merkwürdig-paradox klingenden Zusammenhang zwischen begehrender und verbietender Instanz, als er sich fragte, warum häufig die weniger streng, aber dafür umso liebevoller erzogenen Kinder dazu neigen, später ein besonders strenges Über-Ich auszubilden – offenbar weil sie ihre verbietenden Eltern mehr liebten als die mit besonderer Härte erzogenen Kinder (Freud 1930, S. 490, Anm.).

Ferenczi weist zudem darauf hin, dass auch der umgekehrte Ausgang, d.h. die gelungene Verführung, vom Kind wahrscheinlich als ebenso bedrohlich erlebt wird wie die drohende Aussetzung, der drohende Liebesverlust (Ferenczi 1933). Sicher ist es etwas einseitig, wenn Freud davon spricht, dass der Ödipus nur an der Kastrationsangst, nur an der Angst vor dem Liebesverlust zugrunde gehe. Die Angst vor der wirklich gelingenden Verführung dürfte ähnlich wichtig sein.

Im Gegensatz zur bewussten Verneinung läuft die bloße Verdrängung der Objektliebe also regelmäßig darauf hinaus, dass trotz des äußeren Verzichtes die libidinöse Besetzung des Objektes aufrechterhalten bleibt. So kommt es zu der paradoxen Situation, dass sich das Ich in doppelter Weise oder von zwei Seiten her in die Zange genommen sieht: von den Es-Impulsen und von den ihnen widersprechenden Impulsen des Über-Ichs.¹⁰

Wir stoßen hier auf eine Argumentationsfigur, die an das Hegel'sche Konzept der bestimmten Negation erinnert. Die Verdrängung entspricht der unmittelbaren, sich als solche noch nicht bewussten Negation, während der Freud'sche Terminus der Verneinung an die sich auf sich zurückwendende Negation, die Hegel'sche Negation der Negation erinnert, die sich in dieser Rückwendung selbst in ihrer Bestimmtheit erfasst, sich also als Negation von Bestimmtem bewusst wird (Hegel 1813, S. 35 f., 494 f.). Hegel ging es bei diesen Überlegungen darum, den reflexionslogischen Weg zu rekonstruieren, auf dem Bewusstsein und Denken sich ihrer selbst gewiss werden, sich selbst in ihrer eigenen Bestimmtheit erfassen. Freud fügte diesem Konzept

10 Ich bin mir bewusst, dass die obige Schilderung der Entstehung des Über-Ichs vom Wortlaut der Freud'schen Texte abweicht. Aus theoriestrategischen Gründen, die hier nicht näher erörtert werden können, hat sich Freud leider an dieser Stelle in unhaltbare Widersprüche verwickelt, über die selbst sein ergebenster Schüler nicht hinwegsehen konnte (Jones 1926). Einerseits kommt Freud nicht umhin, den Untergang des Ödipuskomplexes eine Verdrängung zu nennen, weil dieser Vorgang ja offenbar unbewusst und ohne bewussten Schmerz abläuft. Andererseits entzieht er seiner Metapsychologie einen der wichtigsten Grundbausteine, wenn er behauptet, bei dieser Verdrängung komme es wegen ihrer besonderen Tiefe zu keinen unbewussten Fixierungen. Würde er dies wirklich ernst meinen, müsste er sein therapeutisches Anliegen aufgeben, Verdrängungen durch bewusstere Formen der Selbststeuerung zu ersetzen, weil es nicht einzusehen wäre, warum wir den so sehr viel schmerzhafteren Weg der bewussten Verneinung gehen sollen, wo mit einer Verdrängung das gleiche Ergebnis zu erzielen wäre. In der Therapie müsste es dann weniger um die Bewusstmachung der Verdrängungen, als vielmehr um ihre ausreichende Vertiefung gehen. Außerdem bliebe unklar, wofür das Über-Ich dann noch zuständig sein sollte – zumindest bei all denjenigen, die zu derart tiefen Verdrängungen in der Lage sind. Wenn es keinen Ödipuskomplex, keine ödipalen Bestrebungen mehr gäbe, wenn – wie Freud sagt – alles zerschlagen würde, wäre das Über-Ich ja ziemlich funktionslos. Gegen was sollte es noch angehen? Vor allem wäre nicht zu erklären, warum eine besonders tief und stark verdrängende Lebensführung zu einem umso grausameren Über-Ich führen soll – wie Freud wohl zu Recht sechs Jahre später behauptet (Freud 1930, S. 488).

So habe ich mich dazu durchgerungen, eine etwas rationalere Variante anzubieten, von der ich aber überzeugt bin, dass sie die eigentliche Logik der Freud'schen Argumentation sehr viel besser trifft als sein etwas verunglückter Text von 1925, an dem er leider auch in den folgenden Publikationen festhielt (Freud 1925 a). Sie hat zudem den Vorteil, deutlich einfacher und voraussetzungsloser zu sein.

eine weitere wichtige Beobachtung hinzu: Er hatte festgestellt, dass die libidinöse Besetzung eines Objektes, seine gefühlsmäßige Besetzung im Falle der einfachen oder unmittelbaren Negation, d. h. im Falle der Verdrängung, erhalten bleibt (Freud 1915, S. 249) und erst beim Übergang zur bewussten Verneinung durch einen subjektiv schmerzhaften Trauerprozess schrittweise abgelöst wird.

Im Grunde geht es um die einfache Einsicht, dass wir von den Objekten unserer Begierden nur loskommen, sofern wir auch wissen, auf was wir verzichten, wenn es uns also gelingt, das negierte Objekt als solches, d. h. als eigentlich begehrenswertes aber doch nicht erreichbares, zu denken. Wie ungeheuer schmerzhaft das sein kann, weiß schon der Mythos. Sicher wäre es Tantalus leichter gefallen, Hunger oder Durst zu leiden, gemessen an den Qualen, die ihm dadurch bereitet wurden, dass die begehrten Objekte ihm unablässig vor Augen standen.

Und natürlich ahnen wir längst, welch enormes Glücksversprechen sich mit dem anderen, auf die Macht des Über-Ichs bauenden Lebensmodell verbindet – fände sich nur ein gesellschaftliches Umfeld, das jenem Über-Ich nicht ständig in die Parade führe. Das am Ende des 19. Jahrhunderts so ungeheuer populäre und bis in unsere Tage hoch wirksame Bild vom »glücklichen Wilden« bringt diese Sehnsucht zum Ausdruck, endlich in eine Lebenswelt eintauchen zu können, in der es vollkommen ausreicht, nur zu verdrängen, in der all die infantilen Verdrängungen fortbestehen und munter weiterwuchern können, weil fast alle Lebensbereiche traditional normiert sind, weil es nur ganz, ganz wenige Sektoren gibt, in denen Freiheit, in denen individuelle Wahlentscheidungen eine wichtige Rolle spielen.

Entscheidend ist, dass die eben skizzierte, schon auf Hegel zurückgehende und von Freud geteilte These, bei der »intellektuellen Funktion« handele es sich um die Reflexion früher entstandener affektiver Bewertungsmuster, durch neue neurophysiologische Erkenntnisse und durch die von ihnen ausgehenden aktuellen affektpsychologischen Konzepte bestätigt wird (Holodynski 2006).¹¹ So können wir heute davon ausgehen, dass der Über-

¹¹ Inzwischen ist weitgehend anerkannt, dass es sich bei den Affekten um ein relativ primitives, vor allem in den ersten Lebensjahren intersubjektiv ausdifferenziertes und zu großen Teilen unbewusstes Bewertungssystem handelt, das eine rasche und unwillkürliche Reaktion auf bestimmte Umweltbedingungen ermöglicht. Zugleich bildet es den Gegenstand eines höherstufigen Reflexionssystems, das sich vor allem auf die symbolische Repräsentation der Affekte stützt. Offenbar ist die Herausbildung dieser Reflexionsstufe an den Spracherwerb

gang von einer unwillkürlich-affektiven zu einer durch bewusste Willkür-entscheidungen überformten psychischen Selbststeuerung in zwei großen Schritten erfolgt, die schon von Freud in seinem berühmten Aufsatz über die Verneinung beschrieben wurden (Freud 1925, S. 12 ff.). Der erste fällt mit dem Erwerb der Sprachfähigkeit zusammen, ist durch den Modus der Verdrängung gekennzeichnet und führt dazu, dass bestimmte, inzwischen unangemessen erscheinende affektive Bewertungsmuster von der bewussten Selbststeuerung ausgeschlossen werden. Im Verlauf des zweiten Schrittes geht es darum, diese Urverdrängungen durch bewusste Verneinungen zu ersetzen – zumindest teilweise. Er leitet die ödipale Phase ein und führt in

gebunden, auch wenn die Sprache sicher nicht die einzige Form der symbolischen Affektrepräsentation ist. Diese erste Stufe der reflexiven Selbststeuerung bildet sich deshalb am Ende des ersten und im Verlauf des zweiten Lebensjahres heraus. Ihre besondere Aufgabe scheint darin zu bestehen, zu überprüfen, ob die relativ invarianten, unwillkürlichen affektiven Bewertungsmuster angesichts der aktuellen Umweltbedingungen ihre Gültigkeit behalten haben – eine Sichtweise, die wir schon bei Freud finden (Freud 1925, S. 13). Sollte sich ein affektives Bewertungsmuster als nicht mehr zutreffend erweisen, wird die zugehörige affektiv besetzte Vorstellung verdrängt, das heißt, sie bleibt durchaus vorhanden, wird aber vom Zugang zur Ebene symbolischer Affektrepräsentation abgeschnitten und kann deshalb als solche nicht mehr bewusst werden – eine Vorstellung, die ebenfalls schon auf Freud zurückgeht (Freud 1913, S. 300f.). Deshalb können sich kleine Kinder bis zu Beginn des fünften Lebensjahres in der Regel nicht an ihre inzwischen als falsch erkannten Vorstellungen oder Überzeugungen erinnern (Sodian 2003). Wichtig ist, dass auf dieser ersten Ebene der bewussten Selbststeuerung die Negation oder die Zugangshemmung zum Feld der symbolisch repräsentierten Vorstellungen in der Regel unbewusst bleibt, sodass es sich hier in der Tat um eine Verdrängung im vollen Freud'schen Wortsinn handelt.

Die vor allem von René Spitz in die analytische Entwicklungspsychologie hineingetragene Vorstellung, dass Kinder schon in diesem Entwicklungsalter bewusst nein sagen können, hat sich inzwischen als Missverständnis erwiesen (Brüggen 2005). Jene Fähigkeit zur bewussten Verneinung erwerben sie erst im Zusammenhang mit einem weiteren Ausdifferenzierungsschub des für derartige Metakognitive Funktionen zuständigen präfrontalen Kortex am Beginn der ödipalen Phase (Solms/Turnbull 2004, S. 293 f.; Sodian 2003). Im Rahmen einer nochmaligen, schon von Piaget ausführlich beschriebenen reflexiven Rückwendung gewinnen sie die Fähigkeit, auch den Akt der Verdrängung oder unmittelbaren Negation symbolisch zu repräsentieren – auch wenn das häufig misslingt, weil es regelmäßig mit Schmerz und Trauer verbunden ist. Fonagy beschreibt diese Stufe als Metakognitionsfähigkeit (Fonagy et al. 2002, S. 312 ff.). Bei Piaget wird sie im Zusammenhang mit dem Begriff der Reversibilität thematisiert (Piaget/Inhelder 1986, S. 135 ff.).

Bei all diesen Übergängen von einer Reflexionsstufe zur nächsten ist bemerkenswert, dass sich die jeweils höheren Stufen durch eine Art Abflusshemmung, durch eine Inhibition aus den zugrunde liegenden neuropsychologischen Netzwerken herausheben (Solms/Turnbull 2004, S. 293 f.) – eine heute allgemein anerkannte These, die schon dem berühmten Freud'schen *Entwurf einer Psychologie* (1895) zugrunde liegt und bei Piaget im Zusammenhang mit dem Begriff der reflexiven Abstraktion wieder auftaucht (Damerow 1980).

Zusammenhang mit dem Untergang des Ödipuskomplexes zu der Fähigkeit, einen Teil der eigenen Affekte bewusst zu steuern (Holodynski 2006, S. 144 ff.).

Für das Projekt einer Über-Ich-kritischen Psychoanalyse würde all dies bedeuten, dass sie zweierlei zu bewältigen hätte: Einerseits ginge es darum, von der Verdrängung zur bewussten Verneinung der infantilen Impulse überzugehen. Andererseits gibt es die Aufgabe, diese aus der Verdrängung wieder auftauchenden Begierden von den Angstgefühlen zu befreien, mit denen sie seit der Zeit der ödipalen Kämpfe fest verbunden sind, sodass sie möglicherweise auch bejaht werden können.

Ich fürchte, dass die heute übliche, ganz auf die Übertragungsanalyse im Hier und Jetzt ausgerichtete Behandlungstechnik dafür einen zu engen Rahmen vorgibt. Offenbar fällt es schwer, den besonders anstößigen, auf Verführung und Besitznahme zielenden ödipalen Impulsen dort Raum zu geben, wo die Übertragung das Gefühl vermittelt, als säßen jene, damals so sehr bedrohlich erlebten Eltern einem noch immer im Nacken. Und selbst wenn dies gelingt, verhindert das Abstinenzgebot, dass die mit den infantilen Impulsen assoziierten »schlimmen Gefühle« in ihrer Unangemessenheit erlebt und durchgearbeitet werden können.

Offenbar neigen beide Probleme dazu, sich wechselseitig zu bestärken. Bleiben die ödipalen Impulse mit den infantilen Ängsten vor dem Überwältigt- oder Verstoßenwerden verbunden, kann der Prozess ihrer Bewusstwerdung leicht in schwer erträgliche Angst- und Spannungszustände einmünden. Die ödipalen Impulse im Hier und Jetzt bewusst zu reaktualisieren, würde bedeuten, dass sich unsere Patienten entweder einer für sie psychisch ganz real scheinenden Missbrauchssituation aussetzen oder dass sie in Kauf nehmen, verstoßen und ausgesetzt zu werden – all das liefe also darauf hinaus, genau jenes Trauma wieder heraufzubeschwören, dem wir einstmals durch die Verdrängung unserer ödipalen Ansprüche auswichen. Da liegt es nahe, doch lieber an der Verdrängung festzuhalten.¹²

So besteht die Gefahr, dass die ausschließliche Konzentration auf die Übertragungsanalyse im Hier und Jetzt das ganze Geschehen in ein schiefes Licht setzt. Die als besonders gefährlich und besonders beschämend erlebten,

12 Leider gibt es die Tendenz, die traumatisierende Macht des ödipalen Dramas zu unterschätzen. Das hängt damit zusammen, dass wir in der direkten Beobachtung der Vier- bis Sechsjährigen davon nur wenig zu sehen bekommen und das Ganze erst im Rückblick aus der Sicht des Erwachsenen oder vom Standpunkt des pubertierenden und adoleszenten Jugendlichen seine ganze existenzielle Dramatik erhält.

auf Macht, Geltung und sexuelle Verführung zielenden Anteile der abgewehrten infantilen Wünsche drohen im Dunkeln zu bleiben, während die nach Zärtlichkeit, Sicherheit und Fürsorge trachtenden Bedürfnisse eher hervorgehoben werden.

Diese Tendenz wird auch dadurch verstärkt, dass es sich beim klassischen Setting im Grunde ja genau darum handelt, jenes – durch die Entdeckung der Freiheit des anderen – zerstörte präödipale Paradies wieder herzustellen – zumindest ein Stück weit. Indem wir uns als Analytiker auf eine möglichst hohe und möglichst verlässliche Stundenfrequenz konzentrieren, indem wir die Behandlungsdauer bewusst offen halten und indem wir uns um eine gleichschwebende Aufmerksamkeit bemühen, die bestrebt ist, eigene Urteile und Vorannahmen hintanzustellen, unterwerfen wir uns einem ziemlich festgezurrten Rahmen und verzichten über weite Strecken darauf, von unserer Willensfreiheit Gebrauch zu machen. Dadurch wird die Hoffnung geweckt, als könne es gelingen, die anfänglichen, durch die Freiheit des anderen bedrohten Objektbeziehungsmuster doch wieder in ihre alte Geltung zurückzusetzen. So kann der Eindruck entstehen, als sei der ödipale Kampf gegen die Freiheit des anderen bloß eine große Übertreibung und eigentlich gar nicht nötig gewesen, als müsse man nur wieder neu lernen, die Angst vor der eigenen Abhängigkeit und Bedürftigkeit zu überwinden.

Sicher ist diese Haltung für uns Analytiker auch deshalb so sehr verführerisch, weil wir unseren Patienten dadurch einige ziemlich schmerzhafte Relativierungen unseres Beziehungsangebotes ersparen und uns stattdessen in die narzisstisch ertragreichere Position des verständnisvoll Haltenden begeben.

Auf jeden Fall sollten wir vermeiden, uns in ein ganz unangemessenes Entweder-oder verstricken zu lassen. Offenbar liegt der besondere Gewinn jener objektbeziehungstheoretischen Haltung darin, die mit dem Ödipuskomplex untergegangene Welt der festen Objektbeziehungen wieder gegenwärtig und bewusst werden zu lassen – nur leider ohne die Kämpfe, Nöte und Sehnsüchte, die mit ihrer einstmaligen Verdrängung einhergingen. Die Verdrängung wird nur dem Inhalt und nicht der Form nach aufgehoben. So ergibt sich die implizite Tendenz, den ödipalen Verdrängungskampf in der Übertragungsanalyse nicht bewusst, sondern nur ungeschehen zu machen, sodass die schließliche Trennung vom Analytiker keineswegs mit einer Ablösung von den in der Übertragung reaktualisierten infantilen Objekten, sondern vielmehr mit einer Beendigung der Übertragung einhergeht. Des-

halb enden diese Therapien zwar häufig mit einem sehr viel klareren und differenzierteren Bewusstsein der eigenen Abhängigkeiten und Sehnsüchte, lassen die Über-Ich-Strukturen mit ihren unbewussten Fixierungen und Gegenbesetzungen aber fast unberührt.

Freud sah in den von ihm durchaus eingeräumten Schwierigkeiten, das ödipale Drama übertragungsdynamisch wieder bewusst zu machen, kein wirklich ernstes Problem. Einige seiner späten Werke vermitteln sogar den Eindruck, als könne er dieser Situation durchaus etwas abgewinnen. Er glaubte, sich um das Wiederauftauchen der alten Ängste, Scham- und Schuldgefühle nicht wirklich kümmern zu müssen. Mit der gelungenen Berufs- und Partnerwahl, mit dem ehelich vollzogenen Geschlechtsakt und der beruflich gesicherten bürgerlichen Existenz war in seinen Augen erreicht, was es zu erreichen gab. Deshalb schien es ihm durchaus hinreichend, den realen Objektwechsel geschafft zu haben, ohne die Form, die das libidinöse Begehren unter dem Eindruck der ödipalen Kämpfe angenommen hat, abzustreifen – auch wenn das bedeutete, dass die alten ödipalen Dämonen recht bald auch in den neuen Beziehungen wieder auftauchten. Dass es den Eheleuten bald sehr ähnlich erging, wie den von ihm beschriebenen Neurotikern, denen es so schwer fiel, das Zärtliche mit dem Sinnlichen zu verbinden und die weit unter ihren beruflichen Möglichkeiten blieben, weil sie – anstatt mit ihrer Arbeit – mit der Abwehr unerfüllter Macht- und Größenimpulse beschäftigt waren, all das hat er zwar durchaus gewusst und auch am eigenen Leib erfahren und doch als unausweichliche Lebensnotwendigkeit anerkannt.

Heute, wo sich die meisten Menschen lebenslang immer neu vor die Frage gestellt sehen, sich für oder gegen ihren Partner, für oder gegen ihre gerade ausgeübte Berufstätigkeit zu entscheiden, kann sich die Analyse – davon bin ich überzeugt – nicht mehr nur darauf beschränken, die Sehnsucht nach einer Welt jenseits der Freiheit in der Übertragung zu wiederholen, zu erinnern und durcharbeiten. Ebenso wichtig wäre, den in der ödipalen Phase zum ersten Mal gekämpften und inzwischen lebenslang sich wiederholenden Kampf um die Freiheit des anderen in den Kontext der bewussten Selbststeuerung zu integrieren. Im Grunde geht es um die Kompetenz, trotz eines weitgehend enttraditionalisierten gesellschaftlichen Umfeldes beruflich-institutionelle Räume und Privatsphären zu schaffen, in denen die alten, eigentlich durch die Freiheit des anderen infrage gestellten Objektbeziehungsmuster ihre verlässliche Gültigkeit behalten. Was früher durch die

Macht des Über-Ich oder der Tradition gesichert wurde, muss jetzt auf der Basis bewusster Willensentscheidungen immer neu geschaffen und verteidigt werden.

Wie dringend diese Aufgabe ist, sehen wir schon daran, wie schwer es vielen inzwischen fällt, dauerhafte Partnerschaften einzugehen, obwohl sie sich nichts sehnlicher wünschen – eine Schwierigkeit, die vor allem jene Großstadtmilieus zu betreffen scheint, in denen die gesellschaftlichen Enttraditionalisierungsprozesse am weitesten fortgeschritten sind. Sie scheinen sich in dem immer gleichen Kreislauf zu bewegen, nur dort lieben zu können, wo ihre Sehnsucht auf keine entsprechende Resonanz stößt, während ihre Liebe recht bald verschwindet, sollte sich der andere wirklich einlassen. Wieder sehen wir die doppelte Angst der ödipalen Situation, weder gewinnen noch verlieren zu dürfen. Hermann Lang hat diese paradoxe Konstellation am Beispiel Kafkas als klaustro-agoraphobes Dilemma beschrieben (Lang 2003). Während die gelingende Verführung unerträgliche Beklemmungs- und Überwältigungängste auslöst, die die Liebesgefühle sofort wieder zu erdrücken drohen, kann die scheiternde Verführung zu einer alles beherrschenden Obsession werden, weil die Angst vor der Freiheit des anderen alles in ihren Bann zieht. Nicht selten führt diese für die ersten Pubertätsjahre durchaus typische Konstellation dazu, dass bis weit ins Erwachsenenalter keine tiefgehenden Beziehungserfahrungen gemacht werden, die in der Lage wären, dieses alte ödipale Muster zu relativieren und die sich aus ihm ergebenden Über-Ich-Ängste zu mäßigen.

So sehen wir uns wieder auf unsere Ausgangsfrage zurückverwiesen: Wie kann es gelingen, der kritischen Auseinandersetzung mit dem Über-Ich in der Psychoanalyse mehr Raum zu geben? Eine mögliche Lösung könnte darin bestehen, von der Deutung der Übertragung zur Deutung der Übertragungswiderstände fortzuschreiten. Im Grunde ginge es um die Wiederaufnahme des alten Prinzips der Widerstandsdeutung – ergänzt durch den Laplanche'n Grundsatz, dass es sich bei unserer Arbeit gar nicht so sehr darum handele, unseren Patienten mitzuteilen, was sie eigentlich tun, denken oder fühlen, sondern die in der Beziehung auftretenden Brüche, Sprachlosigkeiten, Lücken und Rätsel als solche kenntlich zu halten, damit sie vom Patienten in einer nochmaligen Rückwendung, in einer Negation jener Negationen als solche erfasst oder, was das Gleiche ist, durch bewusste Verneinungen ersetzt werden können.

Cremerius hat in seiner klinisch sehr materialreichen Arbeit über die

Schwierigkeiten der Über-Ich-Analyse einen ganz ähnlichen Vorschlag unterbreitet. In seinen Augen ist es vor allem wichtig, die Pausen, Brüche oder Stockungen des Assoziationsflusses als solche stehenzulassen und in den Mittelpunkt der Kur zu stellen, weil nur so zu vermeiden sei, dass die Patienten unsere Hinweise, Nachfragen und Deutungen bloß im Sinne weiterer Über-Ich-Gebote aufnehmen. Vielmehr komme es darauf an, dass sie in diesen Pausen und im rein phänomenologischen Gespräch über diese Pausen lernen, auf sich zu hören – möglichst unbefangen, ohne die ständigen Einsprüche und Bewertungen des Über-Ichs (Cremerius 1990a, S. 117 ff.). Offenbar erweist sich diese Einstellung überall dort als ausgesprochen fruchtbar, wo wir es mit besonders erdrückenden und rigiden Über-Ich-Pathologien zu tun haben. Und doch scheint es sich hier nur um eine Art Propädeutikum zu handeln.

Gelingt es, auf diesem Weg eine so weitgehende Auflockerung der Über-Ich-Strukturen zu erreichen, dass sich die ödipale Verführungsdynamik zu artikulieren beginnt, stößt dieses in der Tat auf die Negation der Negation zielende Vorgehen leider auf große Probleme. Die impliziten Verführungswünsche mit all den zugehörigen Sehnsüchten und Ängsten zum Gegenstand der expliziten Reflexion zu machen, bedeutet, sie schon aufgegeben zu haben – zumindest in Bezug auf den Therapeuten, weil eine angekündigte und in all ihren Verwicklungen und Risiken schon besprochene Verführung keine Verführung mehr ist. Und natürlich wissen wir das aus unserer alltäglichen klinischen Erfahrung auch allzu gut, mit dem Patienten über seine impliziten, auf uns bezogenen Verführungsversuche sprechen zu wollen, ist leider nur schwer möglich – zumindest solange die Patienten von diesem Begehren noch ganz und gar eingenommen sind. Die Patienten werden ausweichen, abwiegeln und protestieren oder sie werden, sofern sie sich auf das Gespräch wirklich einlassen, in den Imperfekt, in tiefe Wut und Trauer verfallen, weil sie mit dem Explizitmachen zugleich zur Aufgabe ihrer Träume gezwungen wurden, weil eine angekündigte, in all ihren impliziten Raffinements schon durchgesprochene Verführung eben keine Verführung mehr ist. Und natürlich trifft es nicht zu, was z.B. Neyraut behauptet: »Von Verführung zu reden ist eine Verführung« (Neyraut 1976, S. 149). Er scheint Verführung mit Versuchung gleichzusetzen. Verführen bedeutet: Jemanden veranlassen, etwas zu tun, was er nicht getan hätte, wenn er gewusst hätte, warum er es tut. Deshalb kann man nur mit Angeboten verführen, die an ein Begehren anknüpfen, das dem Verführten nicht – oder doch zumindest zu

einem wichtigen Teil – nicht bewusst ist. So würde ja wohl niemand von einer Verführung zum Trinken sprechen, wenn wir einen Verdurstenden mit einem Glas Wein zum Trinken animierten. Da könnte es sich höchstens um eine Versuchung handeln – vorausgesetzt, das Weintrinken wäre ihm aus irgendeinem Grund untersagt.

Mit einem Dürstenden über die Freuden des Trinkens zu sprechen, würde die Versuchung keineswegs vermindern, auch zuzugreifen – ganz anders bei der Verführung. Deshalb macht es einen großen Unterschied, mit unseren Patienten angesichts des Urlaubs oder der Wochenendpause über ihre Not, ihre Verlorenheitsgefühle und ihre Sehnsucht nach Nähe und Sicherheit zu reden, weil dieses Sprechen – im Gegensatz zur Verführung – ja zugleich auch ein Handeln ist, das die Verwirklichung jener Nähe und Sicherheit bedeuten kann.

Für das Projekt einer Über-Ich-kritischen Psychoanalyse sind das keine sehr rosigen Aussichten. Letztendlich führt wohl kein Weg daran vorbei, über die Übertragungsanalyse im Hier und Jetzt bewusst hinauszugehen und die ödipale Thematik in einem Übertragungsdreieck zu bearbeiten, bei dem der Patient sein libidinöses Begehren auf ein neues äußeres Objekt richtet, während der Analytiker mehr in der Position einer Mutter oder eines Vaters erlebt wird, der trotz aller Neid- und Eifersuchtsgefühle und trotz der unvermeidlichen Trennungsschmerzen in der Lage ist, sein pubertierendes Kind an seiner anderen Lebenserfahrung teilhaben zu lassen, die ihn hoffentlich gelehrt hat, dass das Scheitern auch der leidenschaftlichsten Liebe in der Regel überlebt wird. Er gerät in die Position eines Hilfs-Über-Ichs, auf das der Patient zurückgreifen kann, wenn seine Angst, Scham- und Schuldgefühle seinen neo-pubertären Neubeginn zu ersticken drohen.

Und natürlich kann es bei der Rolle des großzügig Entlastenden nicht bleiben, natürlich werden sich die unbewussten Konflikte, wird sich die Übertragung auch hier wieder einmischen. Häufig fällt es den Patienten schwer, ihr Begehren anderen Personen zuzuwenden. Sie tun dies eher im Verborgenen, sprechen wenig und in bagatellisierendem Tonfall darüber und zeigen überhaupt eine auffällige Tendenz, ihre libidinösen Außenbeziehungen als etwas eigentlich ganz Nebensächliches zu betrachten. Offenbar leiden sie unter dem von Loewald so sehr in den Mittelpunkt gestellten Schuldgefühl, ihre Eltern bzw. ihren Analytiker entthront zu haben (Loewald 1986). Gelingt es ihnen jedoch, den unbewussten Hintergrund dieser Schuldgefühle zu verstehen, bekommen sie in der Tat die Chance, den Analytiker wie eine

Art Bündnispartner zu benutzen, der ihnen im Kampf mit den ödipalen Dämonen zur Seite steht.

Nicht selten wird das zum Ausgangspunkt einer wieder ganz neuen Rollenverteilung: Plötzlich werden wir wie gefährliche Verführer erlebt und müssen uns darauf einstellen, vom Patienten bzw. von dessen Über-Ich mit verdeckt-entwertender Kritik bedacht zu werden – z.B. durch abschätzig-parisäerhafte Bewertungen unserer fachlichen Kompetenz, unserer angewandten Methode und unserer menschlichen Qualitäten. Unversehens sehen wir uns ins Halbseiden-Dyonysische abgedrängt, während der Patient die Gelegenheit ergreift, sich ganz auf die Seite seines altväterlich-gutmenschelnden Über-Ichs zu schlagen. So heikel diese mephistophelische Rollenverteilung zunächst auch sein mag, hat sie doch etwas enorm Fruchtbares. Sie bietet die Chance, jene bisher unbewussten inneren Kämpfe in ein intersubjektives Geschehen zurückzuverwandeln, in dem der Patient beginnt, seinem Analytiker genau das vorzuhalten, was ihm (dem Patienten) einst angedroht wurde. Dadurch entsteht die Möglichkeit, diese nunmehr empirisch-gegenständlich gewordene Konstellation als solche in den Blick zu rücken und durchzuarbeiten.

Was zunächst wie eine bloße Wiederkehr der alten Idee vom Analytiker als Hilfs-Über-Ich erscheint (Strachey 1935), erweist sich somit als neue Form der Beziehungs- oder Übertragungsanalyse im Hier und Jetzt, die ebenso auf die Bewusstwerdung und Integration der abgewehrten, aber in der Beziehung gleichwohl gegenwärtigen unbewussten Impulse zielt wie die klassische objektbeziehungstheoretisch motivierte Technik.

Bleibt die Frage, was wir tun können, um unseren Patienten eine derartige Erweiterung der Übertragungskonstellation zu ermöglichen, wie es also gelingen kann, von der ödipalen zur pubertären Konstellation fortzuschreiten? Ich denke, dass wir nicht umhinkommen, die Verführungsversuche durch unsere Deutungen schon relativ frühzeitig explizit zu machen – auch wenn das mit einer Zerstörung dieser Übertragungsdynamik einhergeht und zunächst in eine mit dem Analytiker nur schwer kommunizierbare Trauer einmündet.

Zugleich wird es darum gehen, trotz all unserer unvermeidlichen und wohl auch notwendigen eigenen Verstrickungen und Verführungsversuche, auf den Pfad der Ehrlichkeit, Authentizität und Anerkennung zurückzukehren, der das offene Eingeständnis einschließt, dass die Wiederkehr der präödipalen Objektbeziehungen nur die eine Seite der gemeinsamen Realität bildet, dass wir trotz all unserer Verlässlichkeit und Empathie, trotz all unserer Bereit-

schaft, schlimmste Nöte und Bedrohungen mitzutragen, dass wir also trotz allen Einsatzes doch nur gekaufte Dienstleister sind. Deshalb wird es sich nicht vermeiden lassen, immer im Auge zu behalten, dass die analytische Beziehung etwas sehr Endliches ist, dass anderes und auch andere Beziehungen für uns Analytiker durchaus wichtiger sind und dass wir deshalb schon von Anfang an immer Vorsorge getroffen haben, uns unsere Freiheit vom Patienten nur in relativ kleinen, relativ bald schon ausgeschöpften Portionen beschneiden zu lassen.¹³

Für unsere Patienten ist diese Situation vor allem deshalb so schwierig, weil sie ihre existenziellen Abhängigkeitsängste reaktualisiert, die den Ausgangspunkt des ödipalen Dramas bildeten. Erinnern wir uns: Plötzlich, am Ende des vierten oder zu Beginn des fünften Lebensjahres erlebten sie ihre Abhängigkeit von ihren Eltern als unerträgliche Bedrohung, weil ihnen bewusst wurde, dass es sich beim maßgeblichen anderen um ein prinzipiell freies Individuum handelt, das seine libidinösen Präferenzen jederzeit ab- und jemand anderem zuwenden kann. So handelt es sich bei den verführerisch-ödipalen Übertragungskonstellationen in der Tat häufig um

13 Letztendlich geht es um die schwierige und in der neueren klinischen Literatur viel diskutierte Aufgabe, in die analytische Beziehung so etwas wie eine dritte Position einzuführen. Für viele, in besonders enttraditionalisierten Verhältnissen aufgewachsene Patienten kommt der formale Behandlungsrahmen (Stundenfrequenz, feste Dauer der Stunden, vorhersehbare Urlaubs- und Wochenendpausen etc.) dafür ebenso wenig in Frage wie der vom Analytiker repräsentierte Bezug auf die psychoanalytische Theorie und Behandlungstechnik (Brüggen 2006). Insofern haben Ogden und Benjamin sicher recht, wenn sie darauf bestehen, dass diese dritte Position aus der Beziehung selbst erwachsen müsse (Benjamin 2006; Ogden 2006). Für Lacan war es die Einführung der Sprache, durch die die in der Dualbeziehung drohende imaginäre Verkleisterung zugunsten eines Dritten aufgehoben wird (Lacan 1975, S. 274 ff.). Im Grunde habe ich mit meinem Vorschlag, die implizite Verführungsdynamik dadurch zu unterbrechen, dass wir sie zur Sprache bringen, eine ganz ähnliche Position bezogen. Andererseits verweist Cavell zu Recht darauf, dass bedeutungsvolles Sprechen erst möglich sei, wenn ein zusätzlicher Bezug auf die äußere Realität hinzukomme. Für sie ist es deshalb entscheidend, diesen Bezug auch in die analytische Beziehung mit aufzunehmen, egal ob es sich dabei um eine reale andere Person oder um mehr sachliche Realitäten handelt (Cavell 2006, S. 196 ff.). Cavell spricht in diesem Zusammenhang von einem gemeinsamen Raum, der durch das Dreieck von Patient, Analytiker und äußerer Realität geschaffen werde und den intersubjektiven Dialog zwischen Patient und Therapeut erst ermögliche (ebd., S. 198). Offenbar schafft der Verweis auf die reale Dienstleistungsbeziehung und die damit häufig einhergehende libidinöse Außenwendung genau jenes Beziehungsdreieck, das eine reflexive Rückwendung auf die Übertragungsdynamik erst ermöglicht. So wird die Ehrlichkeit und Authentizität, mit der wir als Analytiker – trotz all unserer notwendigen Verstrickungen – an unserer eigenen Realität festhalten, zum entscheidenden Punkt, unseren Patienten einen eigenen, gefühlsmäßig bedeutsamen Realitätsbezug zu ermöglichen.

die Abwehr existenzieller Abhängigkeitsängste, die wir in unseren klinischen Debatten nicht selten als »Autonomie-Abhängigkeitskonflikte« diskutieren.

In dieser Lage erscheint es mir wichtig, sich vor Augen zu führen, dass es sich hier um einen unlösbaren Konflikt handelt und dass es keinen Sinn macht, unseren Patienten ihre Abhängigkeitsängste nehmen zu wollen, da man nicht einerseits auf eine frühkindliche Art und Weise abhängig sein und andererseits den anderen als freie Person akzeptieren kann. So führt der Versuch, die ödipalen Verdrängungen durch bewusste Verneinungen zu ersetzen, in das Dilemma, auf die libidinöse Gefangennahme des anderen verzichten zu müssen, von der der Patient aber nur lassen kann, sofern es gelingt, sich selbst anders zu sehen – als jemand, der über das Stadium der absoluten Abhängigkeit von dem *einen* anderen eigentlich längst hinausgewachsen ist. Wahrscheinlich ist es genau diese Erfahrung, in einer Beziehungskonstellation angekommen zu sein, bei der es ein Verweilen nicht geben kann, die die große Chance eines wirklichen Neuanfangs bietet.

So wird der Patient auch in der Beziehung zu uns auf das Trauma der Freiheit des anderen treffen und den ödipalen Verzicht wiederholen müssen, ein Vorgang, von dem wir notwendigerweise ausgeschlossen bleiben, zumindest solange er andauert – ganz ähnlich, wie es allzu vermessen wäre, mit der zuvor verlassenen Exfreundin ihren Trennungsschmerz durcharbeiten zu wollen. Wir können nur helfen, indem wir der Versuchung widerstehen, der Trennung durch eine Flucht in die Regression, in die so sehr viel glücklicher scheinende Kindheit, zu entgehen. Außerdem können wir uns bemühen, erneuten Verdrängungen entgegenzuwirken, indem wir es vermeiden, die durch unser Sprechen erzwungenen Brüche, Rätsel und Sprachlosigkeiten mit irgendwelchen Deutungen zu verkleistern. Entscheidend aber wird sein, in welchem Umfang es dem Patienten gelingt, seinen präödipalen Lebenswelten neue Räume jenseits der Altfamilie und der alten Ängste zu erschließen. Vielleicht ist es dieser Trennungs- und Trauerprozess, durch den genau das ermöglicht wird, was Balint vor vielen Jahren als Wendepunkt der Kur, als »Neubeginn« beschrieb.

So läuft alles darauf hinaus, die Bewusstmachung der ödipalen Impulse durch den zwischenzeitigen Wechsel des Objektes von ihrer Durcharbeitung zu scheiden, weil das präzise Deuten der leidenschaftlichen Liebesübertragung bedeutet, dieser Liebesübertragung ihr Objekt zu nehmen. Dem Analytiker wird die Anstrengung zugemutet, sich selbst durch sein Darüber-

Reden als verführendes und verführbares Objekt auszustreichen, sich – was diese Dinge angeht – in die Sphäre der Bilder, Zeichen oder Symbole zu verflüchtigen. Dadurch macht er sich zum Sprecher eines intersubjektiv entstandenen Dritten und sagt zugleich, dass er ein anderer ist als der, der im Begriff war zu verführen und verführt zu werden.

Entscheidend ist, Trennung, Differenz, Freiheit und den mit ihnen verbundenen Angst- und Trauergefühlen auch innerhalb der psychoanalytischen Beziehung mehr Raum zu geben, weil es unter modernen Lebensverhältnissen sehr schwer fallen wird, dauerhafte Beziehungen aufrechtzuerhalten, wenn es keinen Raum gibt, sich immer wieder neu füreinander zu entscheiden, wenn es nicht gelingt, Trennung, Trauer und Neubeginn als die wohl niemals zum Stillstand kommende Bewegungsform dauerhafter Beziehungen zu akzeptieren.

So entsteht das Bild einer Psychoanalyse, in der für beide Formen der Übertragungsarbeit Raum ist, sowohl für die objektbeziehungstheoretische Technik wie auch für die eher triebtheoretisch begründete Öffnung zur äußeren Realität, weil die eine letztendlich nicht ohne die andere kann – ganz ähnlich wie die Form nicht ohne den Inhalt und der Inhalt nicht ohne die Form zu haben sind. Im Grunde geht es also um eine Psychoanalyse, die nicht nur an die zugrunde liegenden inneren Objektbeziehungen erinnert, sondern der es zugleich um die Verwirklichung dieser basalen Sehnsüchte geht – und zwar in einer zunehmend enttraditionalisierten Welt, in der sich das Subjekt gerade dadurch verwirklicht, dass es in der Lage ist, sich seine eigenen, neotraditionalen Gegenwelten selbst zu erschaffen und zu verteidigen.

Literatur

- Alexander, F. (1925): Metapsychologische Darstellung des Heilungsvorganges (Vortrag auf dem XIII internationalen psychoanalytischen Kongress in Salzburg, April 1924). In: Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse, XI, 2: 157–178.
- Balint, Michael (1966): Die Urform der Liebe und die Technik der Psychoanalyse. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Benjamin, Jessica (2006): Tue ich oder wird mir getan? Ein intersubjektives Triangulierungskonzept. In: Altmeyer, M.; Thomä, H. (Hg.): Die Vernetzte Seele. Die intersubjektive Wende in der Psychoanalyse. Stuttgart (Klett-Cotta), S. 65–107.
- Brüggen, Wilhelm (2003): Das Unbehagen in der Moderne. In: Brüggen, W.; Jäger, M. (Hg.): Brauchen wir Feinde? Feindbildproduktion nach dem 11. September in sozialpsychologischer und diskursanalytischer Sicht. Berlin (Edition Freitag), S. 226–261.

- Brüggen, Wilhelm (2005): Der Ödipuskomplex – Kernkomplex aller Neurosen? Über die entwicklungs- und kognitionspsychologische Wiederkehr eines verdrängten Konzeptes. In: Wellendorf, F.; Werner, H. (Hg.): Das Ende des Ödipus. Entwertung und Idealisierung ödipaler Konzepte in der Psychoanalyse heute. Tübingen (edition diskord), S. 113–135.
- Brüggen Wilhelm (2006): »A fool for love and love is blind ...« Über unsere Schwierigkeiten mit den Überschwänglichkeiten der Liebe. Vortrag vor der DPG-Jahrestagung in Hamburg April 2006. In Müller M., Wellendorf F. (Hg.): Zumutungen – Die unheimliche Wirklichkeit der Übertragung (im Druck).
- Cavell, Marcia (2006): Subjektivität, Intersubjektivität und die Frage der Realität in der Psychoanalyse. In: Altmeyer, M.; Thomä, H. (Hg.): Die Vernetzte Seele. Die intersubjektive Wende in der Psychoanalyse. Stuttgart (Klett-Cotta), S. 178–202.
- Cremerius, Johannes (1990a): Grenzen und Möglichkeiten in der psychoanalytischen Behandlungstechnik bei Patienten mit Über-Ich-Störungen. In: Cremerius, J.: Vom Handwerk des Psychoanalytikers: Das Werkzeug der psychoanalytischen Technik. Bd. 1, Stuttgart/Bad Cannstatt (Frommann Holzboog), S. 88–134.
- Cremerius, Johannes (1990b): Übertragung und Gegenübertragung bei Patienten mit schwerer Über-Ich-Störung. In: Cremerius, J.: Vom Handwerk des Psychoanalytikers: Das Werkzeug der psychoanalytischen Technik. Bd. 1, Stuttgart/Bad Cannstatt (Frommann Holzboog), S. 135–153.
- Damerow, Peter (1980): Handlung und Erkenntnis in der genetischen Erkenntnistheorie Piagets und in der Hegelschen Logik. In: P. Furth (Hg.) Arbeit und Reflexion, Köln (Pahl Rugenstein). S. 159–187.
- Dornes, Martin (2000): Die emotionale Welt des Kindes. Frankfurt a. M. (Fischer).
- Ehrenberg, Alain (2004): Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart. Frankfurt a. M. (Campus).
- Erdheim, Mario (1984): Die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit. Eine Einführung in den psychoanalytischen Prozess. Frankfurt a. M. (Surkamp).
- Ferenczi, Sandor (1933). Sprachverwirrung zwischen den Erwachsenen und dem Kind. In: Schriften zur Psychoanalyse, Bd. 2., Frankfurt a. M., S. 303–316.
- Fonagy, Peter; Gergely, György; Jurist, Elliot L.; Target, Mary (2002): Affect Regulation, Mentalization, and the Development of Self. New York (Other Press).
- Freud, Anna (1936): Das Ich und die Abwehrmechanismen. Zitiert nach Ausgabe von 1984. Frankfurt a. M. (Fischer).
- Freud, Sigmund (1895): Entwurf einer Psychologie. In: GW, Nachtragsband, Texte aus den Jahren 1885–1938.
- Freud, Sigmund (1913): Das Unbewusste. In: GW X, S. 263–304.
- Freud, Sigmund (1915): Die Verdrängung. In: GW X, S. 249–261.
- Freud, Sigmund (1925): Die Verneinung. In: GW XIV, S.11–15.
- Freud, Sigmund (1925a): Der Untergang des Ödipuskomplexes. In: GW XIV.
- Freud, Sigmund (1926): Hemmung, Symptom und Angst. In: GW XIV, S. 111–206.
- Freud, Sigmund (1930): Das Unbehagen in der Kultur. In: GW XIV, S. 419–506.
- Freud, Sigmund (1933): Neue Folge der Vorlesung zur Einführung in die Psychoanalyse. In: GW XV.
- Freud, Sigmund (1940): Abriss der Psychoanalyse. In: GW XVII, S. 63–138.
- Hegel, Georg W F (1813): Wissenschaft der Logik II, zitiert nach Hamburg 1934 (Felix Meiner).

- Holodynski, Manfred (2006): Emotionen – Entwicklung und Regulation. Heidelberg (Springer Medizin).
- Jones, Earnest (1926): Der Ursprung und Aufbau des Über-Ichs. *Int. Ztschr. f. Psa.*, Bd. XII, 1926, Heft 2, S. 253–262.
- Kittsteiner, Heinz D. (1991): Die Entstehung des modernen Gewissens. Frankfurt a. M. (Insel).
- Lacan, Jaques (1975): Objektbeziehung und intersubjektive Beziehung. Zitiert nach: Haas, N.; Metzger, H.J. (Hg.): Seminar Buch I, Weinheim/Berlin (Quadriga), S. 263–277
- Laplanche, Jean (1988): Von der eingeschränkten zur allgemeinen Verführungstheorie. In: Laplanche, J.: Die allgemeine Verführungstheorie und andere Aufsätze. Weinheim/Berlin (Quadriga), S. 199–233.
- Laplanche, Jean (2003): Trieb und Instinkt. In: *Forum der Psychoanalyse*, Bd. 19, Heft 1, März 2003, S. 18–27.
- Lang, Hermann (2003): Fort-Da. »Ich kann nicht mit ihr leben, und ich kann ohne sie nicht leben« (Franz Kafka). Zum claustro-agoraphobischen Dilemma aus struktural-analytischer Sicht. In: Eith, T. Wellendorf, F. (Hg.) Fort-Da. Trennen und Verbinden im psychoanalytischen Prozess. Heidelberg (Asanger)
- Lévi-Strauss, Claude (1962): Das wilde Denken. Zitiert nach: Lévi-Strauss, C. (1968): Das wilde Denken. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Loewald, Hans W. (1986): Das Dahinschwinden des Ödipuskomplexes. In: *Psychoanalyse Aufsätze aus den Jahren 1951–1979*. Stuttgart (Klett-Cotta), S. 377–400.
- Lottmann, Joachim (2004): Die Jugend von heute. Köln (Kiepenheuer & Witsch).
- Neyraut, Michael (1976): Die Übertragung. Frankfurt a. M. (Suhrkamp)
- Ogden, Thomas (2006): Das analytische Dritte, das intersubjektive Subjekt der Analyse und das Konzept der projektiven Identifizierung. In: Altmeyer, M.; Thomä, H., (Hg.): Die vernetzte Seele. Die intersubjektive Wende in der Psychoanalyse. Stuttgart (Klett-Cotta), S. 35–64.
- Piaget, Jean; Inhelder, Bärbel (1986): Die Psychologie des Kindes. München (dtv).
- Rank, Otto (1922): Der Mythos von der Geburt des Helden. Nachdruck der zweiten Auflage von 1922. Wien (Turia + Kant).
- Rilke, Rainer Maria (1910): Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. Stuttgart (Reclam).
- Sandler, Annemarie; Sandler, Joseph (1999): Innere Objektbeziehungen. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Sloterdijk, Peter (1998): Sphären. Bd. 1: Blasen [Mikrosphärologie]. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Sodian, Beate (2003): Die Entwicklungspsychologie des Denkens – Das Beispiel der Theory of Mind. In: Beate Herpertz-Dahlmann, B.; Resch, F.; Schulte-Markwort, M. (Hg.): Entwicklungspsychiatrie. Biopsychologische Grundlagen und die Entwicklung psychischer Störungen. Stuttgart (Schattauer), S. 85–97.
- Solms, Mark; Turnbull, Oliver (2004): Das Gehirn und die innere Welt. Neurowissenschaft und Psychoanalyse. Düsseldorf/Zürich (Walter).
- Strachey, James (1935): Die Grundlagen der therapeutischen Wirkung der Psychoanalyse. In: *Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse*. Jg. 1935, Bd. XXI, Heft 4, S. 486–516.